

O-Ton Caleb Davis:

Die Daseinsberechtigung von queeren Menschen – in jedem Seminar wurde das diskutiert und ich saß da und musste mir anhören, wie Leute, meine Kommilitoninnen, mit denen ich viel zu tun hab, drüber diskutieren, ob mein Leben Sünde ist, ob ich falsch bin, ob ich schlecht bin, ob ich in der Kirche willkommen bin; das fand ich eher schräg und eigentlich schrecklich. Da kamen mir so die ersten Gedanken, darf ich das überhaupt? Ich will glauben, aber wollen die mich überhaupt?

O-Ton Klaus-Peter Lüdke:

Unser Kind hat mit vielen Jungs gespielt, hatte den blauen Schulranzen – für uns wurde es dann erst zum Problem, als wir merkten, mit Anbruch der Pubertät und der körperlichen Entwicklung ist unser Kind gefühlt fast auseinandergefallen. Und es hat gebraucht zu formulieren: das bin nicht ich, das, was ich gelebt hab als Mädchen, ich bin eigentlich ein Junge.

Sprecherin:

Freitagnachmittag, fast Wochenende, Caleb Davis ist noch im Büro und schüttet Bohnen in die Kaffeemaschine.

O-Ton Caleb Davis:

Ja, mein Name ist Caleb Davis, ich bin 41 – immer schockierend das Alter so zu sagen.

Sprecherin:

Caleb Davis ist Sozialarbeiter und Leiter des Projekts Queer Space in Pforzheim, seit 2017 Anlaufstelle vor allem für trans* Jugendliche, also zum Beispiel Jungen, die im Pass das Geschlecht „männlich“ stehen haben, aber davon überzeugt sind, Mädchen zu sein.

O-Ton Caleb Davis:

Wir waren am Anfang, als wir angefangen haben, überrascht, dass es so viele sind.

Sprecherin:

Ungefähr 43 Jugendliche berät und begleitet Caleb Davis – manche kommen schon seit mehreren Jahren, weil sie erleben:

O-Ton Caleb Davis:

...niemand nimmt mich ernst, die sagen, das ist eine Phase, oder ich suche mir Hilfe bei anderen Personen und die haben keine Ahnung zu dem Thema trans* und haben keine Antworten für mich. Und natürlich auch oft einfach die Ablehnung in verschiedenen Graden im Elternhaus.

Sprecherin:

Caleb Davis kann sich gut in die Sorgen und Probleme der Jugendlichen hineinversetzen. Nicht nur, weil der Sozialarbeiter mit seinen kurzgeschnittenen Haaren, Dreitagebart und im legeren Holzfällerhemd selbst noch jung wirkt. Sondern vor allem, weil er selbst das Geschlecht gewechselt hat. Bei der Geburt war ihm Weiblichkeit zugewiesen worden, doch auf der Straße würden heute die meisten sagen: „Er sieht aus wie ein Mann.“ Hormontherapie, neuer Vorname – der Weg dorthin war lang.

O-Ton Caleb Davis:

Für mich selber gemerkt, dass irgendwas anders ist, mir hat absolut die Sprache dafür gefehlt, war, glaube ich, in der zweiten Klasse, als meine besten Freunde gesagt haben, ich darf nicht mit in den Wald Pirat spielen, weil ich nicht im Stehen pinkeln kann.

Sprecherin:

Caleb Davis wuchs in einem Dorf auf. Damals noch ohne Internet. Er kam überhaupt nicht auf die Idee, dass er trans* sein könnte. Die Pubertät erlebte er dann aber als Kontrollverlust, eine Lebenskrise.

O-Ton Caleb Davis:

Man geht abends ins Bett und man weiß nicht, will man das, habe ich am nächsten Morgen merke ich da für mich, dass die Brüste vielleicht gewachsen sind. Irgendwas passiert mit einem, egal, wie unwohl man sich damit fühlt. Egal wie, ja, egal, wie man sich das absolute Gegenteil davon wünscht – man kann einfach im Prinzip nur da sitzen und gucken, wie es passiert, und irgendwie damit klarkommen müssen.

Sprecherin:

Er spürte, der eigene Körper passte nicht zu ihm. Aber er drängte das Unwohlsein weg. Viele Jahre lang war seine Strategie:

O-Ton Caleb Davis:

Alles soweit ignorieren wie möglich. Und es war eher so ein Überleben. Ein unglückliches Überleben. Das war auch der Moment, als ich dann für mich selber gemerkt habe: ich muss mir jetzt wirklich Gedanken machen, was stimmt hier eigentlich nicht, ich kann mich gar nicht erinnern, wann ich das letzte Mal glücklich war. Und wenn das so weitergeht, dann werde ich einfach an Unglück sterben. Jung. Bald.

Sprecherin:

Rund ein Prozent der Bevölkerung in Deutschland ist trans* - das heißt, das bei der Geburt eingetragene biologische Geschlecht stimmt nicht mit der Wahrnehmung der eigenen Geschlechtlichkeit überein. In den vergangenen Jahren ist die Sensibilität für und das Wissen über Transidentität gestiegen. Trotzdem ist diese oft gerade in jungen Jahren nicht immer klar zu erkennen. Und der Weg zum Outing bleibt für viele schwer. Auch Eltern ringen mit dem richtigen Umgang. Wann ist das Kind noch in der Findungsphase, wann entwickelt es seine geschlechtliche Identität? Zu Besuch bei Klaus-Peter Lüdke, evangelischer Pfarrer in Altensteig im nördlichen Schwarzwald. Ein malerisches Städtchen, alte schiefe Häuschen, Kopfsteinpflaster, vor der Dorfkirche steht ein Brunnen.

O-Ton Klaus-Peter Lüdke:

Wir sprechen heute auch sicher miteinander, weil eins unserer Kinder transident groß geworden ist und wir es begleitet haben.

Sprecherin:

Kein Kleidchen, einen blauen Schulranzen und nur Jungs als Freunde – die jüngste Tochter machte vieles anders als ihre beiden Schwestern. Aber erst dachten sich Klaus-Peter Lüdke und seine Frau nicht viel dabei.

O-Ton Klaus-Peter Lüdke:

Für uns wurde es dann erst zum Problem, als wir merkten mit Einbruch der Pubertät und der körperlichen Entwicklung ist unser Kind gefühlt fast auseinandergefallen.

Sprecherin:

Die Eltern wussten nicht, was los war. Ihr Kind zog sich von ihnen und den Freunden zurück, bekam Panikattacken, entwickelte eine Depression und kam in psychotherapeutische Behandlung.

O-Ton Klaus-Peter Lüdke:

Ja, unser Kind hatte auch noch keine Sprache am Anfang für das. Und wir hatten auch, als dann unser Kind auf uns zukam und dann sagte: Ich bin trans, hatten wir noch nicht das Vokabular bei uns, dass wir es verstanden hätten.

Sprecherin:

Die Pubertät erleben gerade trans* Jugendliche als einschneidende Phase – das war bei Klaus-Peter Lüdkes Kind so, aber auch bei Caleb Davis. Und so ist es auch bei den meisten Jugendlichen, die er heute betreut. Es ist die Phase, in der sich die körperliche Entwicklung, Scham- und Barthaare, Brüste und Genitalien, auf eine Art vollzieht, dass trans* Jugendliche die Diskrepanz zu ihrem innerlich erlebten Geschlecht als geradezu schmerzhaft empfinden. Oft fühlen sie sich in dieser Zeit unverstanden, manche bekommen psychische Probleme, andere ziehen sich zurück oder verletzen sich. Über social media und das Internet haben

Jugendliche heute gleichzeitig eine wesentlich größere Zahl an verschiedensten Vorbildern. Sich identitätsmäßig abseits von männlich und weiblich zu verorten, kann verlockend sein oder auch mal über eine Phase der Unsicherheit hinweghelfen.

O-Ton Mutter Anna:

Naja, es fing im Prinzip an mit, ich schätze mal, da war sie so elf Jahre, also überhaupt noch nicht sexuell gedacht oder bereit. Und dann hat sie uns als Familie zusammensitzen lassen am Tisch, hat gesagt: ich muss euch etwas mitteilen, dass sie eher sich als Junge gefühlt hat.

Sprecherin:

Mutter Anna ist total überrascht von der Ansage ihrer Tochter. Ihr Kind bittet sie außerdem um die Erlaubnis, einen Brustbinder [sprich: dt. Brust – engl. Binder] tragen zu dürfen.

O-Ton Mutter Anna:

Das ist ein Band, was man um die Brust ganz straff wickelt, um die wegzudrücken. Und das klingt für mich nach Verstümmelung. Also, da hörte bei mir der Spaß auf, weil sie hat einen schönen Körper, und der soll sich frei entfalten können. Und das fand ich dann bedenklich.

Sprecherin:

Anna verbietet ihrer Tochter den Brustbinder. Auch sonst versucht sie das Thema eher auszusitzen. Sie hört ihrem Kind zwar zu, bestätigt es aber nicht in seinem Unwohlsein mit dem eigenen Körper. Das geht eine Weile gut. Dann spricht ihre Tochter davon, sich medizinisch behandeln zu lassen. Hormone zu nehmen, damit die Brüste nicht weiterwachsen, ganz ein Junge werden zu wollen.

O-Ton Mutter Anna:

Und das ist ein Thema, das macht Angst. Also, ich wollte es einfach nicht vertiefen. Und am Ende mit ihren glatten 14 Jahren, wo sie ihren Mädchenkörper akzeptiert hat,

von diesem Thema nie wieder angefangen hat. Ich hoffe es, dass wir damit durch sind, und dass es halt wirklich nur in ihrem Entwicklungsprozess war, sich zu finden.

Sprecherin:

Nur eine Phase? Das mehr oder weniger typische Fremdeln mit dem eigenen Körper in der Pubertät? Könnte sein, dass es bei Annas Tochter so war – sie hofft es zumindest und erzählt, in ihrem Umfeld seien viele Eltern verunsichert, weil sich ihre Kinder plötzlich als trans* bezeichnen würden.

O-Ton Mutter Anna:

Es ist ein Modethema bei den Jugendlichen, auf jeden Fall, so wie ich das erkennen kann.

Sprecherin:

Klaus-Peter Lüdke kann die Verunsicherung gut nachvollziehen – auch er habe manchmal darauf spekuliert, bei seinem Kind seien die schlechten Gefühle dem eigenen Körper gegenüber nur vorübergehend.

O-Ton Klaus-Peter Lüdke:

Also wir haben vielleicht am Anfang auch als Eltern vielleicht gehofft, dass es eine Phase ist, also um schneller wieder zur alten Sicherheit zu kommen.

Sprecherin:

Seine Frau und er hätten aber ziemlich schnell gespürt, dass es nicht bloß um eine Orientierungsphase ging bei ihrem Kind – nicht darum, mal zwei, drei Monate was anderes auszuprobieren. Was hat ihnen als Eltern geholfen in dem Moment?

O-Ton Klaus-Peter Lüdke:

Professionelle Hilfe. Jemand, der sich auskennt, der schon Erfahrung hatte, wo dann uns auch bald an die Hand nehmen konnte, uns Eltern, und sagen konnte: Hören Sie mal, ich habe jetzt ein paar Stunden mit Ihrem Kind verbracht. Sie brauchen sich gar

nicht mehr mit der Hoffnung auseinandersetzen, es würde wieder anders werden, es ist so.

Sprecherin:

Von da an sei es ihm leichter gefallen, sich darauf einzulassen, sein Kind zu unterstützen, sagt Klaus-Peter Lüdke. – Mutter Anna ist bei ihrer Tochter dagegen immer skeptischer geworden, je mehr sie sich mit der möglichen Transidentität ihres Kindes beschäftigte und dazu recherchierte.

O-Ton Mutter Anna:

Also ich hätte sie vielleicht sogar noch mehr drin unterstützt, weil ich das damals als Modethema noch nicht so gesehen habe, bis ich halt diesen Beitrag gesehen habe von diesen niederländischen Jugendlichen, die alle sehr schnell umoperiert wurden und die eine Selbsthilfegruppe gebildet haben, weil sie den Prozess am liebsten wieder rückwirkend umkehren würden wieder. Die sich zu schnell dafür entschieden haben, im falschen Geschlecht zu sein.

Sprecherin:

Der Film, den Anna anspricht, heißt „Transgender met spejt“, auf Deutsch: Transgender mit Bedauern – nach wie vor auf YouTube zu sehen, 2018 produziert vom öffentlich-rechtlichen niederländischen Sender BNNVARA. Im Mittelpunkt des Films steht die Geschichte von Patrick, ein etwa 40jähriger Transmann. 2008 hatte sich Patrick in der Klinik in Groningen einer geschlechtsangleichenden Operation unterzogen, sein Penis wird entfernt, er nennt sich Patricia. Schon wenige Monate nach der OP kommen die Zweifel. Patrick würde den Eingriff am liebsten rückgängig machen, aber das geht nicht. Bereust du es, fragt ihn die Reporterin. Ja, ich bereue es, sagt Patrick. Auch wenn der Film das Thema „Transition mit Reue“ ausführlich behandelt: es wird klargestellt, dass die medizinischen Berater von Patrick eklatante Fehler gemacht haben, weil sie ihm trotz anderer psychischer Probleme zur OP rieten. Und es wird deutlich, dass nur ein geringer Prozentsatz an Transpersonen die physische Transition, also die Geschlechtsangleichung, im Nachhinein bereut – genaue Zahlen gibt es nicht, nicht für die Niederlande und erst recht nicht für Deutschland. Trotzdem gibt es zum Thema

„Detransition“ und „Transgender regret“ unzählige Internetvideos. Die meisten sind darauf angelegt, zuzuspitzen, und stark zu polarisieren:

Hier sprechen die einen von Genderwahn und schüren die Angst vor massenhaften Geschlechts-OPs schon bei Jugendlichen. Dort lassen sie Transpersonen so klingen, als hätte die Transition, ein ziemlich schmerzhafter und langwieriger medizinischer Eingriff, mit einem Streich alle Probleme in ihrem Leben gelöst. Graubereiche ausloten tun sie kaum.

Caleb Davis jedenfalls plädiert bei diesem Thema für deutlich weniger Aufregung. Er merkt, wie wichtig eine individuelle und zeitintensive Beratung ist – sowohl der Jugendlichen als auch ihrer Eltern. Die erlebt er meistens als sehr besorgt – so wie Mutter Anna es geschildert hat.

O-Ton Caleb Davis:

Und oft führt die Besorgtheit dazu, dass sie die Kinder nicht unterstützen aus fehlendem Wissen. Ja, die wünschen sich was anderes für ihr Kind, weil wir leben eben in einer Gesellschaft, die trans* Personen diskriminiert. Und ich glaube, die größte Sorge von den Eltern ist nicht `mein Kind ist trans*`, sondern `wie wird mein Kind in dieser Gesellschaft leben`?

Sprecherin:

Caleb Davis fordert, die Jugendlichen ernst zu nehmen, ihnen mögliche Zweifel oder körperliche Unbehagen nicht einfach auszureden oder sie damit alleine zu lassen. Sie seien heute viel aufgeklärter als er damals mit 15, 16 Jahren. Wenn sie zu ihm kämen, wüssten sie in der Regel schon, was Sache ist. Er dagegen habe erst als Erwachsener begriffen, dass seine unterdrückte Transidentität der Grund für sein Leiden war.

O-Ton Caleb Davis:

Die erste Person war, wo ich das gesagt habe – ich habe zu dem Zeitpunkt bei meiner Großtante gelebt. Ich habe sie gepflegt, und sie war weit fortgeschritten mit ihrer Demenz. Und ich habe gesagt na ja, dann sage ich ihr das. Die hat es sowieso dann vergessen in fünf Minuten.

Sprecherin:

Das erste Coming-out lief gut – und auch danach im weiteren Familien- und Freundeskreis. Als Erwachsener habe er es da leichter gehabt, meint Caleb Davis. Er hatte schon gefestigte Freundschaften. Viele aus seinem direkten Umfeld waren über das Coming Out nicht besonders überrascht. In seiner Beratungsstelle empfiehlt er Eltern und Freunden: die geoutete Person nicht sofort zu fragen, ob sie sich wirklich sicher sei, sondern sich erstmal für das entgegengebrachte Vertrauen zu bedanken.

O-Ton Caleb Davis:

Ich sage immer, wenn ich Eltern erklär, dass das Outing kein einfacher Schritt ist, in dem Moment, in dem man sich outet, geht man das Risiko ein alles zu verlieren. Man weiß, das kann sein, dass die mich aufgrund dessen ablehnen. Aber das ist mir so wichtig und wiegt so schwer in mir, ich muss das dem sagen, auch wenn auf der anderen Seite das Risiko steht. Und wenn das endlich mal ernst genommen wird, sind wir, glaube ich, schon einen großen Schritt weiter.

Sprecherin:

Die Gesetzgebung in Bezug auf trans* Personen ist in Deutschland veraltet. Das Bundesverfassungsgericht fordert die jeweilige Bundesregierung seit Jahrzehnten auf, das Transsexuellengesetz zu reformieren. Bisher gilt: Um das Geschlecht und den Vornamen im Personenstandsregister zu ändern, muss man beim örtlichen Amtsgericht einen Antrag stellen. Dafür sind zwei psychiatrische Gutachten nötig. Sie sollen einschätzen, wie wahrscheinlich es ist, dass die betroffene Person ihre geänderte Geschlechtsidentität später wieder revidieren will. Soll heißen: je größer die Wahrscheinlichkeit, desto schlechter die Aussichten auf gerichtliche Zustimmung zur Namensänderung und Eintragung des neuen Geschlechts. Außerdem kosten die Gutachten rund 2.000 Euro. Caleb Davis hat im Pass deshalb noch seinen weiblichen Vornamen stehen.

O-Ton Caleb Davis:

Ich habe keine Vornamens- und Personenstandsänderung, weil ich für mich entschieden habe. Ich brauche keine Begutachtung von jemandem. Ich brauche auch kein

Gericht, das mir bestätigt, wer ich sein darf, die können das nicht wissen. Das kann nur ich wissen. Und ich will schon gar nicht selber dafür bezahlen.

Sprecherin:

Klaus-Peter Lüdke dagegen ist mit seinem Kind den Weg zum Gericht gegangen.

O-Ton Klaus-Peter Lüdke:

Das war damals noch sehr, sehr schwierig mit dem Transsexuellengesetz das umzusetzen und sehr fragwürdigen Begutachtungen dann, die das Gericht angeordnet hatte.

Sprecherin:

Nachdem er mit seinem Kind einen Antrag auf Personenstandsänderung beim Amtsgericht eingereicht hatte, musste sich James, so der neue, selbstgewählte Name seines Kindes, mehrmals begutachten lassen. Eine unangenehme Erfahrung.

O-Ton Klaus-Peter Lüdke:

Also der Kinderarzt hätte es ja viel besser gekannt. Oder andere, vielleicht auch begleitende Psychotherapeuten hätten das Kind viel besser gekannt, sondern dass dann wirklich teure Gutachter dann versuchen durch ihr Gespräch rauszubekommen, was das Kind glaubt, was es ist, und dann feststellen müssen aufgrund ihres Gespräches, was sie glauben, ob diese Identität wohl von Dauer sein könnte und dann dafür 2000 Euro verlangen – also und diese Fragen, die dann gestellt wurden nach sexuellen Vorlieben, Orientierungen und Masturbation.

Sprecherin:

Die zweite Gutachterin sei auf forensische Straftäter spezialisiert gewesen, sagt Klaus-Peter Lüdke. Sein Kind sei behandelt worden, als sei es krank oder kriminell – oder irgendwie beides.

O-Ton Klaus-Peter Lüdke:

Hat uns schon zu denken gegeben, wie die Gesellschaft Transidentität in Richtung Straftätertum oder so was dann einordnet.

Sprecherin:

Bis 2008 schrieb das Transsexuellengesetz noch vor, dass sich verheiratete trans* Personen von ihrem Ehepartner scheiden lassen müssen, wenn sie Vorname und Geschlecht ändern lassen wollen. Bis 2011 mussten sich trans* Menschen dafür außerdem erst einmal sterilisieren lassen und einer geschlechtsangleichenden Operation unterziehen.

O-Ton Lisa Paus:

Das bestehende Transsexuellengesetz verletzt seit über 40 Jahren die Rechte und die Würde von transgeschlechtlichen Menschen. (Musik ausblenden.)

Sprecherin:

Bundesfamilienministerin Lisa Paus von den Grünen im Juni 2022 im Bundestag. Sie hat gemeinsam mit FDP-Justizminister Marco Buschmann einen Gesetzentwurf erarbeitet, der noch 2023 verabschiedet werden soll. Der erste, große Unterschied zum noch geltenden „Transsexuellengesetz“ ist der Name. Künftig heißt es „Selbstbestimmungsgesetz“ und soll für Jugendliche ab 14 Jahre gelten.

O-Ton Lisa Paus:

Mir ist es wichtig zu betonen, dass sich das Selbstbestimmungsgesetz ausschließlich auf die Änderungen des Vornamens und des Geschlechtseintrags bezieht. Das heißt körperliche geschlechtsangleichende Maßnahmen stehen eben nicht im Gesetz. Sie werden weiterhin auf Grundlage fachmedizinischer Regelungen zu entscheiden sein. Das Selbstbestimmungsgesetz ändert hier gar nichts.

Sprecherin:

Klaus-Peter Lüdke hat beratend an dem neuen Gesetzentwurf mitgewirkt. Caleb Davis freut sich darauf, wenn das Gesetz in Kraft tritt. Die Kritik daran können beide nicht nachvollzie-

hen. Es geht vor allem um die Möglichkeit, Vorname und Geschlecht zu ändern. Das scheint vielleicht wenig, sei aber eine große Hilfe, beobachtet Caleb Davis immer wieder.

O-Ton Caleb Davis:

Egal, in welchem Kontext, der Name ist etwas sehr Wichtiges. Man identifiziert sich über mein Name. Wenn der Name ausgesprochen wird, dann weiß man, man ist gemeint. Und einen Namen kann man in so vielen verschiedenen Tonlagen sagen. Man kann wirklich Wut, Zuneigung, Freude – alles über wie man die Art, wie man Namen ausspricht, sagen, und auch einfach sagen: ich wertschätze dich genug und nehme dich ernst genug, um den Namen zu nennen, mit dem du angesprochen werden möchtest. Wir sagen das auch hier sehr oft in Eltern-Gesprächen: Euren Jugendlichen mit 13, 14 – hier geht es nicht um medizinische Maßnahmen. Ihnen geht es darum, richtig angesprochen zu werden, dass sie so anerkannt werden, wer sie sind.

Sprecherin:

Dass sich jemand, wie im Titel dieser Sendung, einfach für die jeweils männliche oder weibliche Variante seines Vornamens entscheidet – also Leo statt Lea oder Christiane statt Christian – sei sehr selten. Oft wollten Jugendliche einen ganz anderen, eher ausgefallenen Vornamen.

O-Ton Caleb Davis:

Dann spricht doch mal mit euren Eltern, welchen Namen hätten die euch gegeben? Vielleicht macht das im Großen den Prozess des neuen Namens ein bisschen einfacher, wenn die Eltern Mitsprachrecht haben.

Sprecherin:

Als die Personenstandsänderung für James endlich amtlich geworden war, erzählt Klaus-Peter Lübke, haben seine Familie und er mit ihm einen zweiten Geburtstag gefeiert.

O-Ton Klaus-Peter Lüdke:

Da wollten wir unser Kind einfach überraschen. Da war noch eine alte Taufkerze mit dem falschen Namen drauf. Die haben wir dann umetikettiert und den neuen Namen drauf gemacht, Kuchen gebacken und Geschenk. Und dann morgens, als wäre es ein Geburtstag, unser Kind begrüßt und einfach gefeiert.

Sprecherin:

Jugendtreff am Freitagnachmittag in Caleb Davis` Büroräumen. Er bietet Jugendlichen die Möglichkeit, sich bei Kaffee, Tee und Keksen auszutauschen. Alle, die bei ihm in der Einzelberatung sind, können kommen – aber auch andere Interessierte. An diesem Tag ist eine kleine Gruppe Schülerinnen und Schüler gekommen. Sie haben an ihrer Schule eine Queer AG gegründet.

O-Ton Jugendliche (A):

Ja, wir finden es halt einfach wichtig, dass es an der Schule repräsentiert wird. Weil, also wir haben eine einzige Lehrerin, die sich dafür einsetzt. Und das war es eigentlich. Und das wird halt nicht repräsentiert und dann dachten wir: dann machen wir es halt.

Sprecherin:

Die Jugendlichen wollen für Akzeptanz werben und so anderen Jugendlichen, die sich unsicher sind über die eigene Identität oder zögern sich zu outen, Mut machen. An ihrem Infostand verteilen sie kleine Buttons zum Anstecken mit Regenbogenfahne drauf. Ziemlich harmlos eigentlich. Und doch werden sie immer wieder angegriffen.

O-Ton 34 Jugendliche (A und B):

(B) Wir hatten zum Beispiel eine Regenbogenflagge in der Schule hängen, und da hat man schon Kommentare gehört wie: verbrennt die doch mal. Und ich meine auch mitbekommen zu haben, wie da draufgespuckt wurde. Aber das kann ich nicht wirklich beweisen. (A) Einmal hatten wir so einen Stand, wo wir aufklären wollten, und dann

sind ältere Schüler:innen an uns vorbeigelaufen und haben dann so auch so „Schwuchteln“ und so gesagt. Also man hört schon Kommentare.

Sprecherin:

Solche Diskriminierungen sind ein wichtiger Grund dafür, dass sich viele Jugendliche nicht, spät oder nur in einem bestimmten Umfeld outen.

O-Ton Jugendliche (C):

Ich bin in meinem Freundeskreis geoutet und da nehmen mich halt alle auf, weil die halt alle eben auch selber queer sind und so. Aber sonst, auch bei Eltern oder irgendwie wo mehr so auf Bekanntschaft ist, wo man sich eher weniger kennt, erwähne ich das halt nicht. Es ist einfach Angst vor Ablehnung auch. Und man macht sich damit halt auch verletzlich.

Sprecherin:

Insgesamt, sagen die Jugendlichen, erlebten sie vor allem Erwachsene als ablehnend. Manche hätten einfach keine Ahnung, viele nähmen sie nicht ernst, andere verhielten sich ihnen gegenüber offen feindselig.

O-Ton Film „Wie Gott uns schuf“:

Anfang 2022 outeten sich in der ARD 100 Menschen, die im Dienst der katholischen Kirche stehen.

Sprecherin:

Die Geschlechter-Vielfalt hat längst auch die großen Kirchen erreicht. Mit der Aktion OutInChurch sowie der damit einhergehenden ARD Doku „Wie Gott uns schuf“ outeten sich mehr als hundert Mitglieder der katholischen Kirche als trans*, homo-, bisexuell oder als nicht-binär – Pfarrer, Krankenpfleger, Religionslehrerinnen.

O-Ton Film:

Ich bin queer. / Lesbisch. / Schwul. / Bisexuell. / Nicht-binär. / Transident. / Wir sind ein Paar.

Sprecherin:

Im Mai 2023, ein Jahr später, fragte die ARD nach, wie es den Menschen anschließend ergangen war. Das Ergebnis: Keine der beteiligten Personen hat nach dem öffentlichen Coming-out ihren Job in der Kirche verloren. Der öffentliche Druck hat offenbar dafür gesorgt, dass die Deutsche Bischofskonferenz Ende 2022 beschloss, ihr Arbeitsrecht zu reformieren. Sexuelle Identität und private Lebensführung dürfen kein Kündigungsgrund mehr sein.

Auch die evangelische Kirche versucht der Vielfalt in ihren Reihen gerecht zu werden. Bereits 2018 veröffentlichte sie eine Handreichung zum Thema Transsexualität in der Kirche. Darin heißt es unter anderem, das unserer Gesellschaft zugrunde liegende binäre Geschlechtermodell sei ein vereinfachendes Konzept, das Uneindeutigkeiten und Zwischenpositionen ausblende.

Auch auf dem evangelischen Kirchentag im Juni 2023 war das Thema geschlechtliche Vielfalt präsenter als je zuvor. Das sollte aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie nicht in allen Landeskirchen willkommen ist. In der württembergischen zum Beispiel sind Segnungen gleichgeschlechtlicher Paare nicht überall möglich, auch Transidentität hat dort einen schweren Stand. Diesem Konflikt ist man auf dem Kirchentag jedoch aus dem Weg gegangen.

Sprecherin:

Klaus-Peter Lüdke steigt auf die Kanzel seiner Kirche in Altensteig, ein schöner, weiß gestrichener Bau aus dem 17. Jahrhundert – innen mit eingezogener zweiter Etage und einer verzierten Balustrade aus weiß angemaltem Holz.

O-Ton Klaus-Peter Lüdke:

Das ist ein Kirchenschiff. Richtiges Kirchenschiff, 30 Meter lang, zehn Meter breit, zehn Meter hoch. Es ist das Gefühl wie früher im Freibad. Wir hatten einen Fünf-Meter-Brett bei uns, wo ich groß geworden bin und da oben zu stehen und dann zum ersten Mal springen. So ist es hier auf der Kanzel zu stehen.

Sprecherin:

Die evangelische Kirche habe gegenüber transidenten und queeren Menschen einen großen Lernprozess durchgemacht, sagt Klaus-Peter Lüdke, damit meint er auch sich selbst.

O-Ton Klaus-Peter Lüdke:

Ich habe diese Menschen auch vielleicht nicht wahrgenommen. Ich habe sie nicht respektiert. Ich habe ihn nicht den Raum gegeben, den sie verdient hätten.

Sprecherin:

Heute ist das anders. Klaus-Peter Lüdke will für Verständnis werben. Im Pfarrhaus in Altensteig wohnt ein Pfarrer mit transidentem Kind, das hat doch was, meint Klaus-Peter Lüdke stolz. Er habe auch seinen Glauben neu entdeckt, die Bibel unter dem Aspekt Geschlechtervielfalt neu gelesen und viele überraschende, akzeptierende Stellen gefunden.

O-Ton Klaus-Peter Lüdke:

Es gibt Transidentität schon im Alten Testament, im ersten Testament, im Neuen Testament. Und Jesus hat sich sehr wohl auch dazu verhalten und hat dazu eingeladen, queere Menschen anzunehmen in ihrer Identität und zu akzeptieren. Ich hatte es vorher nicht gesehen und habe auch gemerkt, dass die Bibelübersetzungen Manches vertuscht haben.

Sprecherin:

Auch Caleb Davis hat eine Zeit lang mit einem sozialen Beruf in einer kirchlichen Einrichtung geliebäugelt und Diakoniewissenschaften studiert. Für ihn sei unter dem Gebot der Nächstenliebe immer klar gewesen, dass er zur Kirche gehöre. Für einige Mitstudierende galt das allerdings nicht.

O-Ton Caleb Davis:

Einmal bin ich so wirklich völlig harmlos, ohne alles von einem Gebäude zum anderen gelaufen. Plötzlich waren drei Leute hinter mir und haben die Hand auf mich gelegt

und für mich gebetet. Dann kam mir zu Ohren, dass sie einen Hauskreis mit Gebetsdingen für mich machen. Oder einfach, dass immer die Daseinsberechtigung von queeren Menschen – in jedem Seminar wurde das diskutiert. Und ich saß da und musste mir anhören, wie Leute, meine Kommilitonen, mit denen ich viel zu tun habe, darüber diskutieren, ob ich, ob mein Leben Sünde ist, ob ich falsch bin, ob ich schlecht bin, ob ich in der Kirche willkommen bin. Das fand ich eher schräg und eigentlich schrecklich. Da kamen mir so die ersten Gedanken, darf ich das überhaupt? Ich will glauben, aber wollen die mich überhaupt?

Sprecherin:

Caleb Davis kann heute souverän über diese Episode in seinem Leben sprechen. Das Problem, sagt er, hätten eher die anderen.

O-Ton Caleb Davis:

Weil ich immer wusste: irgendjemand hat mich so geschaffen und das wurde von, ja, jemandem geschaffen, wo einfach keine Fehler macht. Deshalb muss ich bei mir selber auch nicht wirklich nach einem Fehler suchen.

Sprecherin:

Und Klaus-Peter Lüdke? Sein Sohn James ist jetzt 19 Jahre alt, ein toller Mann, wie der Vater mit einem Lächeln sagt. Liegt auf seiner Kindheit mit all den Zweifeln und Leiden nun ein Schatten?

O-Ton Klaus-Peter Lüdke:

Nein, ich denke, wenn ein Kind die Identität leben darf, die (...) es hat. Da ist dann kein Schatten, es ist eher ein Weg aus dem Schatten ins Licht, also in der frommen Metaphorik. Liebe dein Kind und liebe es auch gegen den Anschein, den der Körper macht, und auch gegen das, was war, und versuche dein Kind zu verstehen. Sprich mit deinem Kind, baut eure Beziehung aus. Und dann geh mit deinem Kind.